

Beilage zu Nr. 128 des Grenzboten.

Neuenbürg, Donnerstag den 19. August 1897.

Friedenslänge.

In Hamburg hat in diesen Tagen der „Weltfriedenskongress“ getagt. Ihm waren die Sitzungen der „interparlamentarischen Friedenskonferenz“ in Brüssel vorausgegangen. An beiden Orten wurde über Mittel und Wege beraten, den allgemeinen Weltfrieden anzubahnen: fürwahr ein schönes und edles Ziel! Wäre es möglich, das den Friedensfreunden vorschwebende Bild zu erfassen und zu verwirklichen, so würden ungeheure Opfer den Völkern erspart bleiben, und unendlich viel Herzleid würde vermieden werden. Die Gerechtigkeit erfordert deshalb, bei der Beurteilung der Friedensbewegung diesen Punkt im Auge zu behalten. Das Streben der Friedensfreunde ist ebenso anzuerkennen, wie die Begeisterung, mit der die Mitglieder der Friedensorganisation für ihre Ideen eintreten. Aber die Hoffnung, daß die Zukunft dem Friedensgedanken dereinst zum Siege verhelfen, daß den Völkern „Die Waffen nieder!“ und „Friede auf Erden!“ ein Erfolg zu teil werde, ist aussichtslos.

Es gab einmal eine Zeit, wo die Friedensfreunde den großen Schlachtendenker Moltke zu den ihrigen zählten. In der That findet sich in einem Briefe Moltkes die Stelle, daß ein Krieg, selbst wenn er siegreich sei, doch ein nationales Unglück bedeute; leider sei eine solche Meinung noch nicht allgemein geworden, sie könne es aber werden, wenn auch erst in Zukunft durch eine bessere religiöse und sittliche Erziehung der Völker. Heute beruft man sich nicht mehr auf diesen Brief, der ja ohnedies nichts anderes sagt, als daß niemals ein Volk sich leichtfertig in einen Krieg stürzen dürfe; denn derselbe Moltke hat an den berühmten Staatsrechtler Bluntschli geschrieben: „Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung. Die edelsten Tugenden entwickeln sich darin: Mut und Entschlossenheit, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Der Soldat giebt sein Leben. Ohne den Krieg würde die Welt verjähren und sich in Materialismus verlieren!“

Die Friedensfreunde wollen durch ständige internationale Schiedsgerichte die Streitigkeiten zwischen Völkern schlichten lassen. Daß dieser Weg unter Umständen gangbar sei, wird niemand bezweifeln. Schon wiederholt sind schwebende Fragen dem Spruche eines Schiedsrichters unterworfen worden. Der König der Belgier und der von Schweden sind Richter gewesen in internationalen Streitigkeiten. Professor von Gneist hat den Zwist des Sultans mit dem Baron v. Pirsch zum Austrag gebracht. Deutschland hat sich in der Carolinenfrage dem Urteil des Papstes unterworfen, und kürzlich war König Albert von Sachsen oberster Richter im Dippischen Erbfolgestreit. Aber bei allen solchen Fragen handelte es sich doch nur um die Auslegung von Verträgen und von untergeordneten Streitigkeiten, die niemals den Anlaß zum Kriege bieten konnten. Wo aber die Volkseidenschaft, wirtschaftlicher Zwang, Rassengegensätze und nationaler Haß, wo die Wucht historischer Thatfachen zum Kriege drängen, da werden auch keine Festsetzungen vom grünen Tische, keine Dekrete vom Katheder herab das heiße Blut beruhigen.

Nicht Gerichtshöfe können entscheiden, was die Lebensinteressen eines Volkes, die Ehre einer Nation, was die Würde und das Selbstgefühl als Söhne fordern, wann Interessen, Ehre und Würde verletzt wurden. Und wo das Staatsinteresse einem hochgestellten Ziele zustrebt, wird der nationale Egoismus nimmer darauf verzichten, durch Anspannung der ihm zur Verfügung stehenden Kräfte die Entscheidung der eisernen Wärfel anzurufen. Wehe der Nation, die nicht bereit ist, ihr alles einzusetzen, wo es sich um die Wahrung ihrer höchsten Güter handelt.

Unterhaltender Teil.

Das Duzen.

Wer hätte nicht schon an sich oder Anderen die Beobachtung gemacht, daß Duzfreundschaften, zumal bei Männern, meistens lange nicht so innig sind, als Freundschaften, bei denen das „Sie“ nach wie vor obwaltet. Wie wird auch die Duzfreundschaft in den meisten Fällen geschlossen? Man sitzt in der Kneipe zu Dreien oder Vierem, und wenn die Geister des Alkohols mehr oder weniger die Sinne umnachtet haben, wenn es anfängt, so recht gemächlich zu werden, dann fällt es plötzlich einer bierfidelten Seele ein, der ganzen Corona die Duzfreundschaft anzubieten, und so sind plötzlich ein halbes Duzend Duzbrüder geschaffen, bei denen das „Du“ durchaus nicht als Beweis intimerer Freundschaft anzusehen ist. Im Gegenteil, man wird meist die Beobachtung machen können, daß das „Du“ nur Gelegenheit bietet, den Ton der Höflichkeit im Verkehr etwas herabzustimmen. Es sagt sich viel leichter und schneller „Du Dummkopf“ als „Sie Dummkopf“. Das gegenseitige „Sie“ unter Freunden und guten Bekannten legt eine sehr angemessene, gegenseitige Reserve auf, die wohlthuend auf den äußeren Verkehr wirkt, aber durchaus nicht die größte Intimität ausschließt. Anders ist es mit dem Duzen unter Verwandten bestellt. Wenn Kinder, wie es ja besonders in vornehmen Familien noch Gebrauch ist, ihre Eltern mit dem förmlichen „Sie“ anreden, so wutet uns das keineswegs an. Das „Du“ scheint hier auch nur eine Uebersetzung des französischen „Vous“ zu sein, welches letztere aber bei unserem Nachbarvolke seiner allgemeinen Gebrauchlichkeit halber eine völlig andere Stellung einnimmt, als unser demisches „Sie“. Treten plötzlich durch Heirat Glieder in eine Familie ein, nun so ist es gewiß nicht nur von praktischem Wert, wenn das verwandtschaftliche „Du“ zwischen den neuen Schwägern und Schwägerinnen Geltung bekommt, denn hier wird unter den bisher Fremden, die ja nun mit einander in die nächsten Beziehungen treten sollen, durch das „Du“ eine sichere Brücke geschaffen, über die leicht alle fremden und feierlichen Formen weichen, und das „Du“ führt leicht von verwandtschaftlichen Formen zu verwandtschaftlichen Gefühlen über.

Doch bis jetzt haben wir immer nur das gleichstellende „Du“ im Auge gehabt, bevor wir das herabstehende „Du“, mit dem wir Kinder und Untergebene anzureden pflegen, betrachten, wollen wir einmal überhaupt zurückblicken auf frühere Zeiten und Unterredungsformen.

Bei den alten Völkern konnte man nur das Duzen. Vornehme und Geringe, befreundete oder fremde Personen redeten sich mit Du an. Erst im Mittelalter, und zwar, wie geschichtlich nachweisbar ist, im 9. Jahrhundert, kam eine neue Sitte auf; man redete sich mit Ihr an. Immer mehr griff das „Ihr“ um sich und bald hatte es einen so weiten Spielraum sich erobert, daß Höhere von Niederen, der Vater von den Kindern, Geistliche, Fremde, vornehme Eheleute untereinander geizt wurden, während Niedere von Höhern, Kinder von Eltern gedrzt wurden, ebenso wie sich auch das gemeine Volk untereinander mit Du anredete.

Uebrigens kommt das Letztere noch vielfach heutzutage vor. Während es ein Duzstümchen schon heute beinahe als eine Beschimpfung anseht, wenn sie von ihrer Herrin mit Du angedredet wird, und dies Letztere gewiß der Kaufmann seinem Markthelfer gegenüber nicht zu thun wagt, reden sich doch meistens Personen der dienenden Klasse ja auch Arbeiter unter einander mit Du an, ohne irgendwie näher bekannt mit einander zu sein.

Im 15. und 16. Jahrhundert verbreitete sich die Sitte, daß Könige, Fürsten und hohe Würdenträger statt mit dem üblichen Ihr mit

ihren Titeln angedredet wurden. Und diese Sitte hat sich bis heutigen Tages erhalten, wir sagen Majestät, Hoheit, fürstliche Gnaden und fahren dann, wie dies auch beim Aufkommen dieser Sitte schon üblich war, in der dritten Person der Mehrheit fort: Majestät wollen geruhen u. s. w.

Dem Ende des 17. Jahrhunderts war es vorbehalten, die feinste Höflichkeit mit der Anrede herauszubilden. Es war damals überhaupt jene Zeit, in der die Höflichkeitsregeln des persönlichen Umgangs, ausgehend vom französischen Hofe, die feinsten Formen annahmen. Zwischen den Jahren 1690, also vor gerade 200 Jahren etwa, kam die Sitte des Siezens in der heutigen Form auf, indem man die Anrede aus der dritten Person des Singulars in diejenige des Plurals übersezte.

Ob diese Sitte nicht freilich eine Unsitte ist, bleibt dahingestellt. Sprachlich bleibt es ein Uebersetzungsding, von einer Person in der Mehrzahl zu sprechen. Das sprachliche Gefühl sträubt sich unwillkürlich bei diesem Gebrauch, wie dies ja auch Kinder beweisen, die sich sehr schwer den Begriff des Siezens klar zu machen vermögen. So hat es denn auch ein volles halbes Jahrhundert gedauert, ehe diese Sitte sich allgemein einbürgerte, und erst um 1740 war sie Allgemeinut der vornehmen Welt geworden. Uebrigens hat sich seitdem der Gebrauch des Du in vornehmeren Kreisen wieder verallgemeinert. Während sich zum Beginn dieses Jahrhunderts noch die nächsten Verwandten, Eheleute und Geschwister sogar, vielfach in aristokratischen Kreisen setzten, hat sich jetzt doch mehr und mehr das Du der vornehmen Welt für den vertraulichen Verkehr eingeführt.

Die Anredeform „Du“ ist auch sogar zur Glaubenssache gemacht worden. Viele Sekten, wie die Quäker, Menoniten und andere haben nicht nur unter sich, sondern auch im Verkehr mit Anderen, selbst mit den höchsten der Erde, die Form Du für die Anrede eingeführt, und mitten in dem immer krasser zu Tage tretenden Streben nach Verfeinerung der Kultur, haben sich die Tiroler jene Einfachheit der Sitten und Umgangsformen erhalten, daß sie untereinander sowohl, als auch im Verkehr mit andern, ja besonders sogar, wenn sie sich außerhalb ihres Landes befinden, Alle mit Du anreden. Und sie stützen sich bei diesem Gebrauch nicht nur auf die Freiheit, welche wir Deutschen unsern Dichtern in dieser Beziehung einräumen, von denen wir uns ja gern duzen lassen, sondern auch auf jene Freiheit, welche wir uns selbst herausnehmen gegenüber der höchsten Macht, die wir über uns anerkennen, die wir im Gebet mit Du anrufen.

Auf dem Rade um die Welt. Der Weltumfahrer Heinrich Forstmann ist am Sonntag Abend von seiner Reise um die Welt zurückgekehrt. Bis Düsseldorf waren ihm eine Anzahl Sportfreunde entgegengefahren. In Sonnborn erwarteten den mutvollen Koller seine Verwandten, welche ihn dann bis Darmen in das sichtlich geschmückte Elternhaus geleiteten. Forstmann fuhr am 20. Mai 1895 von Dortmund ab durch Belgien, Holland, England, Schottland und Irland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Texas, Japan und Hinterindien, Aegypten und von Triest durch Oesterreich über Wien, Linz, München, Augsburg, Stuttgart, Frankfurt a. M., Koblenz, Köln und Düsseldorf. Als er durch Brüssel kam, wurde er vom König Leopold empfangen und vor einigen Wochen hatte er bei Gelegenheit eines Weiternehmens in Perloch die Ehre, zur Audienz beim Prinzen Ludwig von Bayern empfangen zu werden. Erstere mußte er versprechen, mündlich noch seiner Rückkehr über seine Reise zu berichten; letzterem durfte er einen halbstündigen Vortrag halten. Die Tour ist für Forstmann reich an Abenteuern und Gefahren



aller Art gewesen. Und gar oft hat er sich gesagt, daß es genug sein könnte des grausamen Spiels. Aber der Gedanke, Freunden und Feinden zu zeigen, daß er seinen Vorsatz durchführen könne, spornte ihn immer wieder von Neuem an. Auf der Reise nach Kalifornien mußte er 76 Tage lang die Nächte im Freien zubringen. Oft war er daran, vor Durst zu verschmachten. Auch die Malaria hat er überwunden. An allen zivilisierten Orten wurde er aber mit Begeisterung empfangen und aufs freundlichste bewirtet. In Indien konnte er 6 Wochen lang sein Schiff zur Fahrt nach Port Said finden, weil wegen der Pest alle Europäer flohen und auf Wochen hinaus die Schiffe besetzt waren. Schließlich nahm ihn der Kapitän eines norwegischen Transportdampfers als „Zahlmeister“ mit. Allenthalben wurden ihm von Sportgenossen Deputationen entgegengefand. In derjenigen, die ihm von Agram aus entgegen kam, befand sich auch eine Dame. Diese ist jetzt Horstmanns Braut. In sämtlichen größeren europäischen Städten, welche Horstmann berührte, hielt er Vorträge. Er beabsichtigt jetzt nach Beendigung seiner großen Weltfahrt eine Vortragsreise durch Deutschland anzutreten. Zu Weihnachten hofft er ein Werk mit der Beschreibung seiner Tour zu vollenden. Zur Illustration werden von ihm selbstgemachte photographische Momentaufnahmen dienen. Im Frühjahr will Horstmann dann eine zweite Weltreise antreten. Die jetzt vollendete hat ihn 5 Räder gefloht.

Vassel, 12. Aug. Hier sind 3 Zirkusbären durch die Unvorsichtigkeit der Wärter losgekommen. Sie trabten durch verschiedene Gassen nach dem Marktplatz, ohne einen Passanten zu belästigen. Am Marktplatz machten sie kehrt; einer wurde im Hofe des Hauses zum „Kardinal“ eingefangen. Einem Passanten, der den Wärtern beim Einfangen behilflich sein wollte, wurde ein Arm und das Gesicht verletzt. Der Mann hatte das Tier gereizt, indem er fortwährend mit dem Spazierstock auf den Bären losschlug, obschon man ihn davor gewarnt hatte. Es gelang, alle drei Tiere wieder hinter ihr Gitter zu bringen.

Paris, 13. Aug. Die Trinkgelderfrage beschäftigt gegenwärtig die Pariser Kellner in hohem Grade und hat sie in zwei Lager gespalten, die unter den Schlachtrufen: „Hoch das Trinkgeld!“ und „Nieder mit dem Trinkgeld!“ gegen einander kämpfen. Die Zahl der Kämpfer für das Trinkgeld ist aber eine weitaus größere, und der Hauptbeweisgrund der Gegen-Trinkgeldderianer, daß ein freier Bürger, der wahlberechtigt und wahlfähig sei, es unter seiner Würde finden müsse, von einem Einkommen zu leben, das doch nichts anderes sei, als ein verkapptes Almosen, hat bis jetzt noch wenig Wirkung geübt. Die Pariser Blätter widmen der Frage eingehende Erörterungen und die meisten kommen in Bezug auf das Publikum zu dem Schlusse, daß nur die Rativen sich für die Abschaffung des Trinkgeldes einsetzen würden, in der irrigen Meinung, daß sie dann Geld sparen könnten, während die Schlauldöpfe sehr wohl vorhersehen, daß bei Ueberwälzung der Bezahlung des Kellners auf den Wirt sofort eine entsprechende Preiserhöhung eintreten würde, eine Maßnahme, die stets mit einer gewissen „Abrundung“ der Preise verbunden zu sein pflegt, welche in den seltensten Fällen zugunsten des Gastes ausfällt.

Auch hagere Personen sollen wohlgerundete Wangen erhalten, wenn auch künstlich, durch die Erfindung des Fräulein Elfriede Latekiewitz in Berlin. Wie uns das Intern. Patentbureau von Heimann u. Co. in Oppeln berichtet, besteht die hierzu verwendete Vorrichtung aus einer Spange, welche den größten Teil des natürlichen Zahnhalses umschließt und legt sich die Wange an die Spange an. Sind künstliche Zähne vorhanden, so kann man dieselben gleich mit den künstlichen Wangen verbinden, indem dann die Spangen gleich an das künstliche Gebiß befestigt werden. (Oben-

genanntes Patentbureau erteilt den geschätzten Abonnenten dieses Blattes Auskünfte und Rat in Patentsachen gratis.)

(Schoß-Schweinchen) Bei uns kommt es nicht selten vor, daß sich die Damen Schoßhündchen, Lieblingskätzchen, Papageien und dergleichen zum Zeitvertreib halten. Auf den Südeinseln hat ebenfalls fast jede Frau ihr Lieblingstier, und zwar gewöhnlich — ein junges Schwein, das sie wie ein Kind hätschelt. Geben die Damen aus, so nehmen sie ihren Liebling auf den Arm und tragen ihn über jede holprige und schmutzige Stelle, damit es sich nicht beschädigt oder beschmutzt. Wenn sie aber bei großer Hitze ihr liebes Tierchen eine Strecke weit tragen müssen, so thun sie es gewiß so langsam, daß es dem zarten Geschöpf nichts schadet. An einem Wache angelangt, legen sie wohl auch ihre eigenen Oberkleider ab, tauchen sie ins Wasser und decken die nassen Gewänder zur Kühlung auf das „liebe, herzige, arme Vieh.“

(Auf ein neues Puzzlespiel) ist vor Kurzem zwei Amerikanern in Brooklyn ein geschlicher Schutz erteilt worden. Bei dem neuen Unterhaltungsspiel sind auf einem Flächenkörper in ähnlicher Weise wie auf einem Bahnhof oder in einer viel komplizierteren Form und unter Zwischenfügen von sternförmigen Weichen Schienengeleise angebracht. Den beweglichen Teil des Spielzeuges bildet ein lokomotivartiges Wägelchen oder auch mehrere derselben. Die Aufgabe besteht nun nach einer Mitteilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Berlin darin, daß das bezw. die Wägelchen von dem einen Geleise auf das andere hinüberrollt, ohne daß das kleine Gefährt auf ein totes Geleis gerät.

(Telegraphenstangen aus Papier) In Amerika werden gegenwärtig die meisten Telegraphenstangen aus Papier angefertigt. Die Papiermasse wird mit etwas Borax, Talg und anderen Substanzen gemischt. Dann wird ein hohler Cylinder gegossen. Es heißt, daß die papierernen Telegraphenpfähle nicht nur den Vorzug der Leichtigkeit, sondern auch Härter und wetterbeständiger sind, als die hölzernen.

Eine einfache und billige Vermehrungsmethode, um Rosenstacheln zu ziehen, ist folgende: Man nehme einen ganz großen Topf, lege eine Hand voll Scherben unten hinein und bringe dann recht reingewaschenen Grubensand oder Flußsand bis zur Hälfte des Topfes hinein und stopfe die Stacheln, welche auf 2—3 Augen geschnitten und von reifen Rosentrieben sein müssen, hinein, decke dieselben mit einer reinen Glascheibe zu und stelle den Topf alsdann an einen halbschattigen Standort. Nach 14 Tagen bis 3 Wochen haben die Rosenstacheln Wurzeln und können auf ein freies Beet oder in kleine Töpfchen gepflanzt werden; ein hteres Spritzen, und bei sehr heißem Wetter etwas Schatten geben, sagt dem Wachstum sehr zu.

(Der bittere Geschmack der Gurken) stammt in der Regel von zu starker Besonnung (Mangel an der notwendigen Feuchtigkeit hat die gleiche Folge). Liegen die Früchte im Schatten des Laubs, dann behalten sie auch ihren guten Geschmack. Sobald aber die Blätter bei großer Hitze schlaff werden, können sie die Früchte nicht mehr vollständig beschatten und diese werden bitter. Aus diesem Grunde muß stets für genügende Bewässerung der Gurkenbeete gesorgt werden, damit die Blätter nicht welken.

(Vertilgung von Schwaben, Rassen u. s. w.) Die Vertilgung dieser Tiere ist zu bewirken durch 1 Gewichtsteil gepulverten Borax, 2 Gewichtsteile Mehl, 1 Gewichtsteil gepulverten, ungelöschten Kalk und 4 Gewichtsteile weißen Zucker. Zucker und Mehl werden unter sich recht gut durchgemengt, so wie Borax und Kalk für sich gemengt werden. Ist solches geschehen, so werden sämtliche Teile nochmals mit sich gut durchgemengt, und das Pulver ist zum Gebrauch

fertig. Zur Aufbewahrung des Pulvers ist ein recht trockener Ort zu wählen. Will man die Vertilgung vornehmen, so streut man auf Papier, und zwar etwas ausgebreitet, von obigem Pulver auf und legt es des Abends an den betreffenden Ort, wo sich die Tiere aufhalten. Die Auslegung des Pulvers muß mehrere Abende hintereinander geschehen. Auch muß man Sorge tragen, daß alle Flüssigkeiten des Nachts übergedeckt sind.

(Gegen das Schleiertragen) spricht sich der englische Augenarzt Dr. Wood auf das Energischste aus. Er erklärt, die erhöhte Anstrengung der Sehwerkzeuge, durch das Hindernis zu dringen, für höchst schädlich, abgesehen von der damit verbundenen Irritation. Alle Schleier sind schädlich, am meisten die punktierten; natürlich leiden schwache Augen mehr darunter als gesunde. Am zuverlässigsten ist ein glatter Schleier mit regelmäßigem großen Gewebe aus einfachen Fäden, doch sind auch diese nachteilig. Dr. Wood führt auch den Ursprung von Kopfschmerzen, Schwindel u. s. w. oft auf das Tragen eines Schleiers zurück.

(Luxus in China.) Si-Hung-Tschang's Gemahlin soll 2000 verschiedene Kleider besitzen, und ungefähr 1000 Frauen stehen ihr zu ihrer besonderen Aufwartung zur Verfügung.

(Eine große Korkmaschine.) In der Pabst-Brauerei zu Milwaukee in Amerika befindet sich eine Maschine, welche an einem Tage selbstständig 16 000 Bierflaschen verkorft und Kappen aufsetzt.

(Das Radfahrer-Marterl.) Ein in Tirol vorgekommener leichter Radfahrerunfall hat dort, wie das „Tiroler Tagblatt“ aus Fieberbrunn mitteilt, das erste Radfahrer-Marterl entstehen lassen. Der Text lautet:

„Hier lag der Meister Zwiern
Mit einem Loch im Hirn
Und deren zwei im Rade.
Herr, stopfe sie in Gnade,
Wies' Kraft in seine Wadeln
Und laß' ihn weiter radeln!“

[Wertloses Objekt] Der kleine Karl: „Mama schick mich her, ich sollte fragen, ob Sie mir etwas für meinen Kopf geben könnten.“ — Dr. Bumm: „Sage Deiner Mama, ich würde ihn nicht einmal geschenkt nehmen.“

[Das kommt später ganz von selbst] Barbier: (zu dem kleinen Jungen in seinem Stuhl): „Nun, Kleiner, wie willst Du das Haar geschnitten haben?“ — Frisier: „Wie Papa — mit einem großen Loch in der Mitte.“

(In Indien) wurde neulich der Vorschlag gemacht, die Trauungszeremonie so abzuändern, daß es heißt: „Wer wagt es diese Frau zu nehmen?“ Und der Bräutigam würde antworten: „Ich wage es.“

(Seltener Fall von Geistesabwesenheit.) Ein Mann, der auf den Zug eilte, glaubte seine Uhr zu Hause vergessen zu haben und nahm sie heraus, um nachzusehen, ob er noch Zeit genug habe, sie zu holen.

Auflösung der Charade in Nr. 128.
Herrenberg.

Kreuzrätsel.

1	2
4	3

- 1 2 nennt einen Körperteil
- 1 3 ist dir bekannt
- 2 3 trifft du auf Schiffen an
- 3 2 wird Plag' genannt
- 4 3 es stets beim Fischer giebt
- 4 1 ein Name allbeliebt.

